

Liebe Gemeinde,

heute, mitten in der Passionszeit, dürfen wir mal durchatmen und die rosarote Brille aufsetzen, den Schmerz überhöhen, übertönen, übermalen, die dunklen Seiten des Lebens in ein freundliches Licht tauchen. Die liturgische Farbe wechselt am Sonntag Lätare vom Violetten der Passionszeit ins Rosa, nächsten Sonntag sind wir wieder dunkler gefärbt, schließlich ist Passionszeit, und Passionszeit ist Fastenzeit und Fastenzeit ist Bußzeit.

Doch heute an Lätare hörten wir gleich zu Beginn in der Ouvertüre, im Antiphon, dreimal ein F-Wort: Frohlocken, fröhlich sein, sich freuen. Und auch im Tagespsalm (Psalm 84) für heute heißt es: „Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.“

Unser Herz darf hüpfen, Lachen ist erlaubt, auch wenn die Lage ernst, todernst ist. Ich muss an den Vater denken, der kurz vor seinem Tod seine Familie und engsten Mitarbeiter einlud, ein paar Flaschen Champagner öffnete und mit allen anstieß und Abschied nahm mit den Worten: Auf ein heiteres Ende!

Selbst unser Evangeliumstext heute ist freudig gestimmt. Jesus kündigt seinen Tod an und wählt dafür das tröstliche, lebenspralle Bild vom Weizenkorn, das in die Erde fällt und vielfältig Leben gebiert. Will sagen: mein Tod ist nicht vergeblich, sondern fruchtet, ernährt, dient dem Leben. Wir greifen das Motiv gleich noch einmal mit dem Wochenlied auf: „Korn, das in die Erde, in den Tod versinkt, Keim, der aus dem Acker in den Morgen dringt – Liebe lebt auf, die längst erstorben schien“

Liebe lebt auf, die längst erstorben schien – das könnte auch als Leitmotiv über unserem Predigttext stehen. Das 54. Kapitel des Jesajabuches beginnt wie dieser Gottesdienst mit einem dreifachen emphatischen Aufruf: Rühme, freue dich, jauchze! Das ist geradezu provozierend. Denn das wird gesagt zu Menschen, die verzweifeln, die buchstäblich unfruchtbar sind, denen eine Schwangerschaft versagt blieb. Wie eine paradoxe Intervention, wie ein verrücktes Wort gegen allen Augenschein heißt es weiter bei Jesaja im 54. Kapitel:

„Mache den Raum deines Zeltens weit und breite aus die Decken deiner Wohnstatt; spare nicht! Spann deine Seile lang und stecke deine Pflöcke fest! Denn du wirst dich ausbreiten zur Rechten und zur Linken, und deine Nachkommen werden ... verwüstete Städte neu bewohnen.“ Die Botschaft also heißt: Gele dich nicht ein in deinem Schmerz, sondern öffne dich und du wirst leben!

Es ist eine leidenschaftliche Rede, ein Gotteswort voller Passion und Mitgefühl, das Jesaja seinen von Gefangenschaft und Exil gebeutelten Leuten zuruft.

Hören Sie nun, wie es weitergeht. Ich lese die Verse 7-10, unseren Predigttext. Versuchen Sie mal, es so zu hören, als ob Gott es direkt zu Ihnen sagt:

7 Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. 8 Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser.

9 Ich halte es wie zur Zeit Noahs, als ich schwor, dass die Wasser Noahs nicht mehr über die Erde gehen sollten. So habe ich geschworen, dass ich nicht mehr über dich zürnen und dich nicht mehr schelten will.

10 Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmender.

Auf Grußkarten oder in Poesiealben findet sich häufig der letzte Vers: Es sollen wohl Berge weichen

Ein wunderschön klingender Satz.

Doch ist er auch wahr? Ist das so? Erfahren wir Gott als Erbarmender, der nicht von unserer Seite weicht?

Oder hat hier jemand die rosarote Brille aufgesetzt und will uns etwas verkaufen, was mit der Lebenserfahrung der meisten Menschen kaum in Einklang zu bringen ist?

Mir jedenfalls geht das zu schnell, mir ist das zu glatt, wenn man sich auf diesen Nenner einigt – vom, ja, vom liebenden, vom lieben Gott. Die biblischen Texte sind nicht rund, sondern voller Sprünge, Brüche und Dissonanzen. Es ist unser Bedürfnis, das Beunruhigende und Peinliche, das Bestürzende und Unakzeptable zu glätten. Das ärgert mich.

Ein Beispiel: Das Jesajabuch endet mit Versen, aus denen der Leitvers unseres Eingangspsalms stammt. Da heißt es – es steht auf Ihrem Gottesdienstblatt: „Ihr sollt satt werden von den Brunnen ihres Trostes.“ Luther dagegen hat korrekt übersetzt, was im hebräischen Urtext steht, nämlich:

„Nun dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten ihres Trostes; denn nun dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an dem Reichtum ihrer Mutterbrust.“ Und zwei Verse später heißt es dann: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“

So körperlich, so sinnlich beschreibt die Bibel Gott und sein Wirken! Sich an oder aus Gott vollsaugen, sich an ihn kuscheln, sich in seine Arme betten, wie ein Kind gestillt werden an der Brust seiner Mutter. Was für ein starkes Bild!

Dürfen wir uns Gott so anthropomorph, so menschenähnlich vorstellen? Wir sind doch über solch kindliche Vorstellungen von Gott hinaus. Das mag sein. Doch wenn man aus den Brüsten des Trostes die Brunnen des Trostes macht, wird alles schief, das Bild stimmt nicht mehr.

Ich selber spreche, wenn ich das Wirken Gottes beschreiben will, gern von dem „Wärmestrom“, der durch die Welt geht, der da ist, immer da ist, gleichsam als der Atem Gottes, an den es gilt, Anschluss zu finden. Wärmestrom, ein von Ernst Bloch entliehener Begriff, der vielleicht auch passt zu der Bach-Motette, die uns durch diesen Gottesdienst trägt: Jesus, meine Freude.

Doch Wärmestrom reicht nicht. Denn den kann ich nicht anschreien, und als Mensch brauche ich nun mal, um mich zu entwickeln, um mich zu spüren, um mich zu konfrontieren, ein Gegenüber, an das ich mich wenden, an dem ich mich abarbeiten kann.

Da hilft mir das Reden vom lieben Gott wenig, es macht mich eher wütend. Ein lieber Gott ist vielleicht der alte Herr mit Rauschebart. Dieser liebe Gott ist nicht alltagstauglich, er hilft mir nicht in den Stürmen und Brüchen des Lebens.

Mit einem solchen lieben Gott verhält es sich wie mit dem Hund, der plötzlich vor mir auftaucht und mich erschrickt und wo der Besitzer beruhigend zu mir sagt: Der tut nichts. Der ist ganz lieb.

Ich werde jetzt sehr pointiert, wenn ich sage: In unserem Bemühen als Kirche und als Theologen, einen menschenfreundlichen Gott zu verkünden, auch, weil wir uns zu Recht einer Tradition schämen, die Generationen den Glauben eingepregelt hat und mit dem

strafenden Gott gedroht hat, ist Gott auf den Hund gekommen. Wir sind über das Ziel hinausgeschossen. Wir haben – bis in unsere Psalmrezitationen hinein – die aggressiven Sätze aus der Bibel bis in unsere Perikopenordnungen hinein getilgt, weil es oft unerträglich erscheint, sie zu lesen oder zu hören. Den zornigen Gott haben wir verbannt und in die dunklen Winkel des Alten Testaments abgeschoben.

Doch hilft das? Was am Ende bleibt, ist ein weichgespülter Gott, der nichts tut und ganz lieb ist, ein harmloser Gott, der daherkommt mit seiner Liebe „wie Gras und Ufer, wie Wind und Weite und wie ein Zuhause.“ Das ist sicher überzogen und ungerecht, ich will das Lied, das ich mit Konfirmanden gern gesungen habe, nicht schlecht reden.

Doch im Angesicht der Passion Christi, die sich in den unsäglichen Leidensgeschichten unserer Zeit spiegelt, ob wir nach Syrien schauen oder in die Gesichter der Kinder in unserem Land, die ein Martyrium erleiden durch die eigenen Eltern, im Angesicht all dieser Passionen braucht es einen Gott, der stark ist und zornig, der was aushält, dem man all dieses Leid, das zum Himmel schreit, entgegenschleudern kann: Wo bleibst du Gott? Warum schlägst du nicht dazwischen und stößt die Gewalttäter vom Thron? Warum greifst du nicht ein? Warum hast du uns verlassen?

Dieser Schrei braucht unbedingt einen Adressaten: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? ruft Jesus am Kreuz. Und vielleicht rezitiert er sterbend auch diese Worte aus dem 22. Psalm: „Ich schreie, aber meine Hilfe ist fern. Mein Gott, ich rufe, doch du antwortest nicht.“

So zu schreien und sich in die Arme des abwesenden Gottes zu werfen bedeutet zu erkennen:

Gott ist so abgründig und fremd, wie wir uns als Menschen auch manchmal sind. Und dann passiert es, dass plötzlich – wie aus dem Off, wie aus dem Nirgendwo - die Worte zu mir kommen:

Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen,... 8 Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen.

Da taucht er auf, der verborgene, der zornige Gott. Meine starke Emotion, meine Verzweiflung und meine Wut, bekommen eine emotionale, leidenschaftliche Antwort, auf einer sehr menschlichen Ebene. Gott sagt: Ja, ich habe mich abgewandt. Ich bin manchmal auch der ferne, der unbegreifliche Gott. Und Gott erklärt mir seinen Zorn. Er leugnet ihn nicht, er redet ihn nicht weg. Sondern sagt, was er mit dieser starken Gefühlsregung gemacht hat. Er hat sie eingezäunt, eingefangen, er hat dazu gelernt und sich verändert: ***Ich halte es wie zur Zeit Noahs, als ich schwor, dass die Wasser Noahs nicht mehr über die Erde gehen sollten. So habe ich geschworen, dass ich nicht mehr über dich zürnen und dich nicht mehr schelten will.***

Und ich erinnere mich an die Erzählung aus der Genesis: Im Zorn über das Unrecht hat sich dieser Gott hinreißen lassen zu einer vernichtenden Strafaktion, fast alles Leben hat er mit der Sintflut zugrunde gerichtet. „Weil die Menschen böse sind, will ich sie auslöschen.“ Danach erkannte Gott: Strafende Gewalt ist kein Erziehungsmittel. Die Menschen sind, wie sie sind, zu allem Bösen fähig. Und Gott schwört sich: Keine Gewalt mehr, nie wieder Sintflut. Damit ich mich im Zorn über meine Menschenkinder nicht wieder vergesse, setze ich meinen Bogen in die Wolken, wenn immer sich Schlimmes zusammen braut.

Gott zügelt seinen Zorn. Vielleicht kann er es gar nicht mit ansehen, was Menschen Menschen antun. Und verbirgt deshalb sein Angesicht im Augenblick des Zorns. Vielleicht weint er auch über seine Menschenkinder, wie die nicht besonders gläubige Astrid Lindgren mal gesagt hat. Vielleicht schickt er hier und da auch einen Engel dazwischen, so dass das

erhobene Messer sein Opfer nicht findet, wie einst bei Abraham. Das tut er wohl noch heute, dass er einem Gewalttäter im Ohr liegt und plagt mit der Frage: „Was hast du getan? Das Blut deines Bruders schreit zu mir von der Erde.“ (Genesis 4,10)

Ich finde, in diesen alten biblischen Texten steckt noch heute eine unglaubliche Wucht und Dynamik, wenn wir uns der Energie, die darin pulsiert, aussetzen. Wir dürfen deshalb Einzelverse nicht einfach herausreißen und uns ein Bild von Gott zurechtschneiden, das uns passt. Ich kann die Texte der Bibel dabei nicht wörtlich nehmen, doch ich will ernst nehmen, dass sie wahr sind auf einer sehr existentiellen Ebene.

Gott bleibt dabei immer das fremde Gegenüber, der oder die ganz Andere. Und doch ist Gott uns nah, wenn er sich kenntlich macht oder vorstellt als der Erlösende, als der Erbarmende.

Dreimal taucht dieses Gottesprädikat in den wenigen Versen unseres Predigttextes auf: Erbarmen. Das zugrunde liegende hebräische Wort heißt rachamim, das abgeleitet ist von rechem. Und das ist der Schoß, die Gebärmutter, der Uterus. Rachamim ist eine Emotion Gottes, die noch stärker ist als Mitgefühl und Güte, sie kommt aus dem Innersten.

„Er kommt aus seines Vaters Schoß“, heißt es in einem alten Lied über Jesus. Ich denke, das gilt für alle Menschenkinder. Wir kommen aus dem väterlich-mütterlichen Schoß Gottes. Gott hat uns in die Welt gesetzt und entbunden. Wir sind frei. Und doch ist in uns ein Echo, eine innere Verbindung, ein Pulsschlag. Sein leidenschaftliches Erbarmen ist uns im Blut. Auch wenn wir ihn vergessen, oder in unserer Not abgewandt und fern erleben, so bleibt er doch der „El male rachamim“, der „Gott voller Erbarmen“, wie es in den Anfangsworten eines jüdischen Gebets bei Totenfeiern heißt.

Diesen „Gott voller Erbarmen“ hatte vielleicht auch der jüdische Lyriker Joseph Hahn (1917-2007), der die Grauen der Nazizeit - im Gegensatz zu seiner Familie – überlebt hat und der auch der Dichter der Gottesfinsternis genannt wird, im Blick und im Herzen, als er die Zeilen schrieb, mit denen ich schließen will:

„Nächte, offene Säle,
Es leuchten die Stirnen der Geschöpfe,
nah pocht der Herzschlag der Welt.
...
Zur Ewigkeit fließt die Zeit,
zum Ganzen tastet das Menschfragment
und alle Lebendigkeit.“

Amen.

HP Christoph Störmer